Josef Schneider

Erinnerungen an die Anfänge: Aus der Sicht eines "Ehemaligen"

Vielleicht sind sie nicht sehr differenziert und meistens werden sie später auch revidiert, die ersten Eindrücke, die wir von Personen, Ereignissen und Dingen erhalten. Aber nachhaltig und bleibend sind sie halt doch. Mir jedenfalls geht es so, wenn ich an meine erste "Begegnung" mit der Pädagogischen Hochschule Freiburg denke, die im Frühjahr 1962, dem Beginn meines Studiums, stattfand. Gebäude, Personen, Studienfächer und -inhalte dieser Einrichtung waren für mich und sicher auch für viele meiner Kommilitoninnen und Kommilitonen (so sagte man damals noch zu Mitstudenten) so etwas wie eine diffuse Ganzheit (ein frühes Wort aus einer frühen Didaktikvorlesung bei Prof. Kern), in die erst allmählich Strukturen kamen.

Gebäude, Personen, Ereignisse, Inhalte, das sind auch Stichpunkte, an denen ich meine ersten Eindrücke und frühen Erinnerungen festmachen kann, aber nicht in einer strengen wissenschaftlichen Stringenz, sondern eher so, daß diese Erinnerungen "springen". Und noch etwas muß ich eingestehen: Fünfundzwanzig Jahre lassen manche Erinnerung verklärt erscheinen und manche Schwierigkeit von damals wird in einem milden Lichte gesehen. Ich bin aber ziemlich sicher, daß mir dieser Mangel von meinen frühen Mitstudenten gerne verziehen wird.

1. Die Gebäude - aber auch schon "Namen"

Rein äußerlich war sie für uns "Erstsemestler" sehr bald überschaubar: die Pädagogische Hochschule Freiburg, die am 4.5.1962 ihre Pforten öffnete, nachdem dieselbigen von der Pädagogischen Akademie I und der Pädagogischen Akademie II (I stand für "katholisch", II für "evangelisch") mit dem WS 1961/62 geschlossen wurden. Wir erfuhren das alles anläßlich eines Festaktes im Kolpinghaus, der seinerseits wieder anläßlich dieses Ereignisses stattfand. Wie gesagt, überschaubar als Gebäude war sie bald, die Pädagogische Hochschule, denn so viel gab es ja gar nicht zu überschauen. Da war zunächst das "Hauptgebäude" (heute KG I), und ich staune jetzt noch, was darin alles Platz fand. Ganz unten ein hochfrequentierter Fahrradkeller, in dem auch das 10-Gang-Fahrrad (damals eine Seltenheit) eines Theologiedozenten stand. Ab und zu konnten wir auch das schwere Motorrad (eine 600er BMW) dieses Dozenten bewundern, das entweder vor dem Hauptgebäude oder am Donnerstagmorgen - da war der wöchentliche Gottesdienst - vor der Kirche St. Barbara stand. Auf seine schnellen Fahrzeuge angesprochen meinte er verschmitzt, daß "so ein Kapitän eine lahme Chaise" sei und daß er da - nicht wahr - doch so einen "Flitzer" vor-

ziehe. Daß wir von Herrn Ruby (er war der Besitzer dieser Fahrzeuge) begeistert waren und daß er jahrelang Vertrauensdozent war, lag nicht allein an seinen schnellen Flitzern.

Wieder zurück zum KG I. Im Erdgeschoß war der Senatssaal. Alle hauptamtlich Lehrenden an der Pädagogischen Hochschule waren "geborene" Senatsmitglieder, also "Senatoren": eine Tatsache, die mir seinerzeit nicht bewußt war. Der gesamte Senat fand offenbar an einem großen Tisch Platz - ähnlich wie heute ein Kabinett oder ein Aufsichtsrat. Studentenvertreter hatten zu diesen Beratungen keinen Zutritt und erst in unserem 3. Studiensemester wurden zwei AStA-Vertreter (Hadwig Lohrey und Hanspeter Ostertag) als "nichtordentliche" Mitglieder (wir machten daraus "unordentliche") zu bestimmten Beratungspunkten als Beobachter zugelassen. Außer diesem Senatssaal, von dem wir annahmen, daß darin über unser Wohl und Wehe abgestimmt wird, waren auf gleicher Ebene die Bibliothek und der "Aufenthaltsraum für Studenten" untergebracht. "Sitz der Weisheit" nannten wir liebevoll das vom Aufenthaltsraum abgeteilte Kabäuschen, das eher wie eine Pfarrbücherei aussah und so gar nicht wie die Bibliothek einer Pädagogischen Hochschule. Aber an der Glastüre stand unmißverständlich BIBLIOTHEK, und die Ausleihzeiten - täglich ca. 3 Stunden, nur der Mittwoch war Ruhetag - waren angegeben. Eine nach Fächern und in sich alphabetisch angeordnete "Bücherliste" war das, was heute der Alphabetische, der Schlagwort- und der Stichwortkatalog ist. Benötigte man ein Buch, schrieb man den Titel und seinen Namen auf einen Zettel, warf ihn in den Bibliotheksbriefkasten und konnte am nächsten Tag zur Ausleihzeit sein Buch abholen. Auskünfte und Hinweise erteilte die Bibliothekarin, die in der übrigen Zeit Verwaltungsangestellte war. Trotz dieser bescheidenen Möglichkeiten - gute Referate und Seminararbeiten wurden auch damals schon zu Wege gebracht.

Der Aufenthaltsraum war für Zwischenstunden und für die Mittagspause gedacht. Wenn die Heizung im Großen Hörsaal ausfiel, oder es Überschneidungen bei den Veranstaltungen gab, wurden in diesem Aufenthaltsraum auch schon mal Vorlesungen abgehalten.

"Essen-Bring-Dienste" gab es für uns im ersten Jahr nicht, und die Mensa war in weiter Ferne - genauer gesagt an der Albert-Ludwig-Universität. Hier hatten aber die PH-Studenten (offiziell) keinen Zutritt, bei Kontrollen war man "mit 5 Mark dabei", was der Preis für (fast) 6 Eintopfessen war. Also wurde in den Küchen der nahegelegenen Studentenwohnheime gekocht und bei Spaghetti, Ketchup, Fleischkäse, Kartoffeln, Eiern - und das immer in abwechslungsreicher Reihenfolge zubereitet -, entstanden herrliche "Küchengemeinschaften".

Wieder zurück zum Hauptgebäude. Im ersten Stock befanden sich das Zimmer des Rektors und zwei Zimmer für die Verwaltung, in denen, wie wir sagten "Kreutz und Krieg" herrschten. (Damit es keine Mißverständnisse gibt, es handelte sich hier um die Sekretärin Kreutz und den leider viel zu früh verstorbenen Amtsrat Heinz Krieg.) Im allgemei-

nen hatten wir Studenten mit der Verwaltung wenig zu tun. Nur als wir ins Landschulpraktikum zogen, holten wir uns dort DM 50,-- "Praktikumsgeld" ab. Ja - und dann nach der Prüfung, da standen wir vor der Verwaltung Schlange, denn wir konnten erfahren, ob "bestanden" oder "nicht bestanden". In unserem dritten Semester hatten wir die Zulassungsarbeit anzufertigen und die Vorprüfung abzulegen. Und weil einerseits das "Notenkonferenzgeheimnis" von den Dozenten streng gehandhabt und unsere Neugierde - verständlicherweise - sehr groß war, kamen einige von uns auf einen vielleicht nicht ganz originellen, aber doch zweckmäßigen Einfall. Schüchtern und zaghaft klopften sie bei der Verwaltung an, behaupteten - mit ernster Miene -, sie hätten gehört, daß Zulassung und Vorprüfung für sie recht schlecht ausgefallen seien. Die Sekretärin sah in der Notenliste nach, schüttelte heftig den Kopf und sagte: "Das muß ein Irrtum sein. Sie haben jeweils ein "gut" erhalten." Damit war das Geheimnis gelüftet, die Freude über die Zensur - und sicher auch über den gelungenen Trick - war groß. Allzuviele haben das aber nicht gemacht. Ich jedenfalls gehörte nicht zu ihnen, aber derjenige, der mir - viel später - diesen Trick verraten hat, ist heute selbst Professor an der Pädagogischen Hochschule - und macht die Prüfungsergebnisse für seine Studenten "transparent". Auf gleicher Ebene wie die Büros der Verwaltung waren die Fachräume für "Naturkunde" und "Naturlehre" (so stehen die Fachbezeichnungen im damaligen Vorlesungsverzeichnis); sie wurden aber auch von Herrn Straub, dem Dozenten für "Rechnen und Raumlehre" sowie von der "Grundschule" benutzt. Wir wurden von Herrn Rapp in die Probleme des Anfangsunterrichts eingeführt. Herr Rapp hatte die erstaunliche Gabe, uns innerhalb kurzer Zeit nicht nur mit dem Familiennamen anzureden, sondern oft genug auch den Vornamen und unseren Herkunftsort zu kennen.

Ein zweites, wichtiges Gebäude war für uns der "Große Hörsaal" (im Vorlesungsverzeichnis stand in Klammern "Alte Kirche"). Es handelte sich hier um die ehemalige kath. Pfarrkirche von Littenweiler, in der bis 1957 Gottesdienst gefeiert wurde. Für uns - und auch schon für einige Semester vor uns - war sie eben der "Große Hörsaal". Wo ursprünglich der Hauptaltar gewesen war, stand das Pult mit Mikrophon und eine "Kipptafel", die es in sich hatte. Bei manchem großdimensionierten Tafelanschrieb "kippte" sie wirklich zur Erheiterung des Auditoriums und (vielleicht) zum Ärger des "Schreibers". Kanzel und Kommunionbank waren aus der Kirche entfernt, Wandbilder abgehängt (Spuren waren noch zu erkennen), aber sonst gaben einem etwa das Deckengemälde und die Fenster schon noch das Gefühl, in einer Kirche zu sein. Theologische, philosophische und pädagogische Vorlesungen haben da und dort diesen Eindruck verstärkt. Von der Bestuhlung vermuteten wir, daß sie aus Restbeständen einer aufgelösten Bahnhofswirtschaft stammte. Wir jedenfalls machten das Beste daraus, stellten die Beine auf die Querleiste des "Vorsitzer-Stuhles" auf und verschaff-

ten uns so eine "Schreibunterlage". Zu Beginn der Vorlesungen wurde beifällig geklopft, ebenso am Schluß; gezischt wurde ganz selten, und dann nur sehr zaghaft. Antrittsvorlesungen bei Neuberufungen fanden ebenfalls im "Großen Hörsaal" statt. Wer immer von den Dozenten und Studenten es einrichten konnte, versäumte eine solche Gelegenheit nicht, um einen "neuen" Mann (an eine "neue" Frau kann ich mich zu der Zeit nicht erinnern) kennenzulernen. Die alte Kirche, sie hatte für uns schon etwas wie ein eigenes Flair. Auch wenn im Winter die Heizung mal ihren Dienst versagte und wir in Mäntel gehüllt die Vorlesung "durchsaßen". Als wir dann gegen Ende unseres Studiums in die neue, aber fast sterile Aula umzogen, hatten manche von uns doch ein etwas wehmütiges Gefühl gegenüber der "alten St. Barbara" mit ihrer heimeligen Atmosphäre. Unsere oft schüchternen und zaghaften Versuche im Bereich "Musische Erziehung" fanden in den Pavillongebäuden an der Höllentalstraße statt. Werk-, Zeichen- und Musikräume lagen dicht an dicht, und es bedurfte sicherlich des ganzen organisatorischen Geschicks von Herrn Rapp - er war für die Stundenplangestaltung verantwortlich -, die Veranstaltungen zeitlich so zu entzerren, daß sich musikalische und chorische Klänge einerseits und der Arbeitslärm aus den Werkräumen andererseits nicht gar zu sehr störten. Beides verbindet mich mit diesem Gebäude: Klavier-, Flöten-, Geigen-, ja sogar Orgelmusik und Chorgesang und die weniger angenehmen Geräusche von Sägen, Feilen, Raspeln und Hämmern. Wenn "Gestalten mit Holz" oder "Arbeiten mit Kupfer" auf dem Plan stand, war der Hammer das wichtigste - und sicher auch das beliebteste - Werkzeug, und es war dann doch nur eine logische Konsequenz, daß einer der "Musensöhne" - so nannten wir liebevoll die Dozenten in diesem Bereich - in einer mündlichen Prüfung wissen wollte, was denn der große Freiburger Philosoph Martin Heidegger über das Phänomen "Hammer" sagte. Die Antwort - einmal vom Dozenten laut vorgesagt - hat sich schnell herumgesprochen: nämlich, daß das "Sosein" des Hammers nur durch den Umgang mit demselben erfahren werden könne und nicht durch die bloße Anschauung. Ob das schon eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen den Fächern Werken und Philosophie war, oder ob es sich dabei - wie böse Zungen meinten - um eine Art "Holzhammer-Philosophie" handelte, möchte ich nicht beurteilen. Etwas gedämpfter, aber immerhin hörbar, waren auf den Fluren die Versuche von Sprecherziehungsgruppen zu vernehmen, die sich um die bühnenreife Hochlautung oder um ein richtig rollendes R bemühten. Bei mir gelang nur das zweite - und das sicher nur deshalb, weil ich es schon mitbrachte. Wenige Schritte vom "Musentempel" entfernt, die Turnhalle. Spätestens jetzt muß doch der Name des "Dozenten für Leibeserziehung - Herren" fallen: Otto Meub. Wie die Inkarnation des Turnvaters Jahn - nur ohne Bart - aber frisch, auf seine Art sicherlich auch fromm, fröhlich und frei, so stellte er sich dar. Er war im guten Sinne in sein Fach verliebt, fühlte sich "so jung wie die Herren des 1. Semesters" und

wollte uns an unserem aufrechten Gang erkennen, wenn er uns in der Stadt begegnen sollte. Nur, ob er sich ab und zu mal Zeit für einen Gang durch die Stadt nahm, weiß ich nicht, denn er war schon morgens um 6.00 Uhr im Marienbad, und wer von uns schon zu so früher Stunde munter war oder munter werden wollte, dem zeigte er den richtigen Armzug und den gekonnten Beinschlag, Brust- und Rückenschwimmen, Kraulen und "Schmetterling". Aber nur Herren, bitteschön ... Ab 8.00 Uhr war er täglich in "seiner" Turnhalle, und nach seinen Veranstaltungen konnte man "einfach so" kommen, Fußball, Handball, Basketball und sonstigen "Ball" spielen. Dabei erfuhren wir, daß er schon 40 Jahre im Schuldienst war und noch keinen Tag wegen Krankheit gefehlt habe. Das habe er schließlich dem Sport zu verdanken. Ja und überhaupt, die alten Griechen - in Philosophie und Pädagogik würden wir ja von ihnen hören - die hätten ihre "Jünglinge" (Mädchen nicht) sportlich erzogen und das Wort "Gymnasium" käme ja schließlich von "Gymnastik", und da sei ja, wie jedermann einsehen müsse, die Leibeserziehung im Mittelpunkt gestanden; die anderen Fächer hätten sich "drumherum entwickelt", und da sei ja wohl die Forderung nach der täglichen Sportstunde nicht mehr als recht und billig - "nicht wahr, meine Herren". Beifälliges Trampeln zeigte ihm, daß er "ankam". Wie sehr er das Fach und nicht seine Person in den Mittelpunkt stellte, mag folgende kleine Episode verdeutlichen: Gegen Ende unseres Studiums wurde er zum Studienrat befördert, und als wir ihm dazu gratulierten, freute er sich darüber, wehrte aber gleich lachend ab und gab zu verstehen, daß diese Ernennung für ihn hauptsächlich als Anerkennung des Faches "Leibeserziehung Herren" zu verstehen sei. So war er, unser "Papa Meub", und wie für Martin Luther jeder Schulmeister singen können mußte ("sonst sehe ich ihn gar nicht an"), so mußte für ihn jeder gute Lehrer "Leibeserziehung" unterrichten können. Dabei wurden schon Versuche anerkannt und nicht erst Spitzenleistungen. Ja, die Turnhalle, sie war für uns so etwas wie ein "Haus der offenen Tür", nur wenn "Leibeserziehung Damen" angesagt war, blieb sie uns "Herren" verschlossen.

Das war sie dann schon - rein "äußerlich" gesehen - die Pädagogische Hochschule Freiburg, so wie sie sich zu Beginn des Sommersemesters 1962 darstellte.

2. Studieninhalte - und auch wieder Namen

Dreiundzwanzig Fächer wurden angeboten; alle mußten belegt werden, d. h. es gab da eine kleine Einschränkung. So brauchte ich als katholischer Student nicht die Veranstaltungen der "Evangelischen Religionswissenschaft" besuchen. Sicher aber wäre dort mein Besuch nicht weiter aufgefallen, aber keinen Zutritt hätte ich im Fach "Leibeserziehung Damen" erhalten. Nach diesen Einschränkungen blieben "nur noch" einundzwanzig Fächer übrig, dazu kamen Arbeitsgemeinschaften wie

der Hochschulchor oder das -orchester und das vertiefende Studium eines Wahlfaches. Als ein Bekannter, der an der Universität studierte, mir gegenüber mal von einem "pädagogischen Zehnkämpfer-Studium" sprach, hielt ich diese Formulierung für leicht untertrieben.

Hier, bei den Studieninhalten, bei den Angeboten der einzelnen Fächer, bei den zusätzlichen Veranstaltungen, da wurde es für viele von uns in der Tat "diffus". Und jetzt zeigte sich der Vorteil einer "überschaubaren Ganzheit". Jeder von uns kannte "seine" Dozenten, und so war es durch persönliche Beratung doch sehr bald möglich, "Strukturen" zu erkennen. Hier möchte ich nochmals Herrn Stud. Prof. Rapp (wir sagten nie Herr Professor zu ihm) erwähnen, der sich mit der ihm eigenen Geduld die größte Mühe gab, uns bei der persönlichen Studienplanung zu helfen und uns zu zeigen, wie man das richtige Fach am richtigen Ort und zur richtigen Zeit studieren konnte. Nebenbei sei noch erwähnt, daß der Samstagvormittag weder für Dozenten noch für Studenten tabu war.

Die Vorlesungen in Pädagogik - sie wurden von Prof. Siewerth gehalten - (Geschichte der Pädagogik wurde von Frau Dr. Rühm-Constantin vertreten), der Philosophie (die Vorlesungen hielt Prof. Dr. Hoeres, recht anspruchsvolle Hauptseminare wurden von Frau Dr. von Stockhausen angeboten), die der kath. Theologie (gehalten von den Dozenten Ruby und Assel) und Psychologie (wir waren als Erstsemester Herrn Dr. Heinelt zugeteilt, der bis vor kurzer Zeit Assistent bei Philipp Lersch in München war) waren obligatorisch.

Es sei hier mal wieder eingestanden: Manches von dem, was uns die Professoren Siewerth und Hoeres zu vermitteln suchten, konnte ich eher erahnen als verstehen, deshalb - so meinte ich - sei doch wenigstens eine fleißige Mitschrift angebracht, denn man weiß ja nie, vielleicht kommt man dadurch doch eines Tages zur Wahrheit und zur Erkenntnis.

War es Fügung oder Zufall? Nach einer mit philosophischen Spekulationen vollgepackten Vorlesung kam ich in das Seminar "Die Arbeit mit dem Lesebuch auf der Mittel- und Oberstufe", das von Herrn Frank veranstaltet wurde ("Deutsch-Frank", nicht abwertend gemeint, sondern nur zur Unterscheidung seines Namensvetters aus dem Fach "Werken", den wir "Werk-Frank" nannten.). Aus dem "Schatzkästlein" und aus den "Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes" von Johann Peter Hebel wurden Kurzgeschichten ausgewählt, und da interpretierten wir gerade nach einer stellenweise für mich schwer verstehbaren Vorlesung wohl eine der Lieblingsgeschichten von Herrn Frank, den "Kannitverstan". Und mir ging es fast so wie dem Handwerksburschen in dieser Geschichte, von dem Johann Peter Hebel meinte, "daß man eben auf dem seltsamsten Umweg" durch den Irrtum zur Wahrheit und zur Erkenntnis kommen könne. Das war für mich tröstlich.

3. Nochmals Namen, einige Studieninhalte - und "Ereignisse"

Dreißig hauptamtliche und zwei nebenamtliche Dozenten weist das Vorlesungsverzeichnis vom Sommersemester 1962 aus. An die meisten von ihnen habe ich persönliche und gute Erinnerungen. Jeder hat sich bemüht - natürlich auf seine Art und Weise -, uns etwas von dem mitzugeben, was eine "Lehrerpersönlichkeit" ausmacht. Da war etwa Herr Braunstein, der uns für die Schulmusik und den Chorgesang zu begeistern wußte und der uns so etwas wie eine Vorfreude auf die Praxis vermitteln konnte, oder Professor Kern, der uns komplizierte didaktische und methodische Erkenntnisse explizieren und anschließend diese Konstruktionen wieder in einfache Beispiele und Bilder umsetzen konnte. Ihm habe ich meine ersten Zugänge zur Bildungstheorie von Wolfgang Klafki zu verdanken.

Da war der Rechendozent Straub, der uns soweit brachte, daß wir zumindest die Titelblätter unserer Lehrprobenentwürfe in Normschrift schrieben, Bruchstriche exakt zogen, "Pfennig" richtig abkürzten und kapierten, daß man die "Sumerer" mindestens auf zwei Arten aussprechen konnte.

Wer bei ihm eine Lehrprobe zum Thema "Hohlmaße" zu halten hatte, war ein gestreßter Mann (oder eine ebensolche Frau). Zwar gab es meines Wissens den Begriff des "handlungsorientierten Unterrichts" damals noch nicht, aber Herr Straub verlangte, daß beim Thema "Hohlmaße" auf jeden Fall "gehandelt" wird. Dazu hatte man sich zunächst ein 100 Liter-Faß zu besorgen. Freiburger Brauereien verliehen ein solches. Literflaschen, Literbecher und sonstige Meßgefäße mußten beschafft werden, und wer von uns am Dienstagmorgen - da war Praktikumstag - meist zwei Studenten mit einem Handwagen, beladen mit Faß und sonstigen Utensilien durch die Stadt in Richtung einer Ausbildungsschule fahren sah, der wußte, daß da mal wieder Herr Straub mit seinen "Hohlmaßen" zugeschlagen hatte. Mit den Schülern wurde Liter für Liter am Waschbecken gezapft, in das Faß abgefüllt und bei 100 - die Schüler zählten laut mit - war dann der Hektoliter erreicht. Herr Straub, der diese Prozedur sitzend beobachtet hatte, erhob sich, deutete auf das Faß und sagte: "Das ist ein Hektoliter". Diese "handlungsorientierte" Unterrichtsweise ging an Klassenzimmer, Schülern und Studenten nicht ganz spurlos vorbei. Die Kinder - so meinte Herr Straub -, würden "ihrer Lebtag" nicht mehr vergessen, was ein Hektoliter sei - der angehende Lehrer wohl auch nicht!

Gerne denke ich an "Werken mit Astholz" (beim "Werk-Frank"), auch an die Exkursionen zum Feldberg, in die Wutachschlucht oder an den Kaiserstuhl, den Wanderführerlehrgang auf dem Feldberg mit Rektor Burgert, und an meine ersten Versuche (im doppelten Sinn) in "Naturlehre" bei Herrn Dr. Götz.

Die "Praxis" wurde sehr stark in das Studium einbezogen. Am deutlichsten wurde das für mich in der Zeit des "Landschulpraktikums".

Wenig gegliedert (am besten als Einlehrerschule), weit weg von Freiburg und nicht zu nahe am Heimatort, das waren die Vorgaben für die "Landschulen", die für dieses Praktikum ausgesucht wurden. Damit alles seine Ordnung hatte, entschied das Los über den Praktikumsort. "Härtefälle" - die gab es auch damals schon - wurden von Prof. Kern besonders und sicher auch großzügig behandelt. Ich zog "Wagen im Kreis Konstanz" aus dem Glückstopf und Mentor, Schüler, Schule, Dorf und die "Mitpraktikanten" waren so etwas wie das große Los für mich. Mit meinem Mitpraktikanten Klaus Schönit verbindet mich auch heute noch vieles. Das "Landschulpraktikum" war also schon so ein "Ereignis", und ich habe niemand getroffen, dem diese Zeit nicht recht einprägsam gewesen wäre.

Arbeiten, üben, studieren - das war eine Seite; musizieren, singen spielen (es gab auch eine Theater AG) und feiern die andere.

Und zu "feiern" gab es eigentlich immer etwas. Da waren im Sommersemester die Auftritte des Hochschulchores und des Orchesters "auf dem grünen Rasen". "Wenn hier nur kahler Boden wär, wo izt die Bäume stehn ..." eine Kantate, die so richtig zur "Kulisse" paßte, und wie sehr auch unser Chorleiter, Herr Braunstein, diese Erlebnisse verinnerlicht hat, zeigte mir ein kürzliches Gespräch, bei dem wir auf eben diese "Ereignisse" zu sprechen kamen.

Da waren auch die Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbälle (und wie es sich in Alemannien gehört, die Bälle der "fünften Jahreszeit", die Fastnachtsbälle), und wenn ein Bonner Minister heute noch von diesen Bällen an der PH Freiburg schwärmt (er hat seinerzeit in Freiburg Jura studiert), dann dürfen wir das auch. Nicht vergessen werde ich die Eröffnungspolonaise bei einem "Frühlingsball", die von Frau Dr. Rühm-Constantin und Prof. Siewerth angeführt wurde. Danach war der Aufenthaltsraum im KG I für das Tanzen freigegeben. Getanzt wurde, und wie. Ständige Ballbesucher waren drei junge Dozenten, deren Familienname jeweils mit "H" begann und sie deshalb von uns - etwas despektierlich - "die drei großen H" genannt wurden. Uns "kleinen" Studenten gegenüber waren sie ja wirklich "groß". Groß in der Wissenschaft, denn jeder hatte schon den Doktortitel vor seinem Namen - einer sogar ein "habil." -, groß im Ansehen im Kreise der Dozenten, denn man kannte sie ja von ihren ausgezeichneten Antrittsvorlesungen her, und groß war auch die Sympathie, die sie bei uns hatten, denn sie kamen ja auf "unsere" Bälle. Da wurde zunächst heftig getanzt, dann getuschelt, dann gab es Gerüchte, nicht lange danach Verlobungsanzeigen und gegen Ende unseres Studiums zwei Hochzeiten. Wir haben uns von Herzen mitgefreut - und mindestens ein halbes Dutzend von den Studierenden eiferten diesen Vorbildern nach.

Ja, und irgendwann kamen dann auch mal die Tage der Prüfung (Tage der Rache, Tag des Zornes). Rein theoretisch konnte man in allen Fächern geprüft werden. Also hieß es, sich auf jedes Fach vorzubereiten. Klausuren wurden auch damals schon geschrieben in Pädagogik, Theolo-

gie, Psychologie und in Allgemeiner Unterrichtslehre. Kurz vor der Prüfung erschienen dann am Schwarzen Brett die Namen der Prüflinge. Die Prüfungsfächer waren "gebündelt" in "Erziehungs- und geisteswissenschaftlichen Bereich", "Naturwissenschaften" und "Musischen Bereich". Die Zuordnung war denkbar einfach. Unsere Namen waren mit rot, blau oder grün unterstrichen und die Legende sagte uns, welche Farbe für welche Bündelung steht. In zwei von diesen drei Bereichen mußte man geprüft werden. Wer die richtige "Nase" hatte, war vielleicht schon gut präpariert, wer nicht, der durfte mit der Hilfsbereitschaft seiner Kommilitoninnen und Kommilitonen rechnen. Mitschriften, Bücher, Exzerpte und Manuskripte wurden ausgeliehen, und ich hatte den Eindruck, daß jeder jedem helfen wollte. Zehn Prüfungsfächer waren es doch, dazu kam noch eine Prüfungslehrprobe, die auch aus dem "Glückstopf" gezogen wurde. Der "Päd. Zehnkämpfer" war nicht sehr weit hergeholt. Damit jetzt keine falschen Eindrücke entstehen: Auch damals konnte man bei einer Prüfung durchfallen.

4. Nochmals Personen - Feierlichkeiten - prägende Worte und der Abschluß

Gefeiert haben wir auch den 60. Geburtstag unseres Gründungsrektors, Prof. Dr. habil. Gustav Siewerth, und zwar mit Fackelzug, "Gaudeamus igitur" und dem Kanon "Ei, was haben wir vernommen, s' ist zu Ohren uns gekommen, Gustav hat heut Wiegenfest, wünschen ihm das Allerbest". (Auch an dieses Ereignis hat sich Herr Braunstein, der den "Massenchor" leitete, noch lebhaft erinnert.) Nach den Glückwünschen, die unser AStA-Vorsitzender Hans-Peter Ostertag in unser aller Namen überbrachte, deutete Siewerth in einem Dankeswort dieses Geschehen und stellte das Symbol des Lichtes in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. "Seid Träger des Lichtes" - dieses Wort hat er uns mitgegeben, und ich habe später oft darüber nachgedacht.

Die wissenschaftlichen Leistungen von Siewerth wurden innerhalb eines Festaktes im Studentenwohnheim "Thomas-Morus-Burse" gewürdigt. Auch hier wieder zwei Ereignisse am Rande. Frau Dr. von Stockhausen hatte dabei die sicherlich nicht ganz leichte Aufgabe übernommen, Werk und Schaffen, Ideen, Denkansätze und Kritik dieses großen Gelehrten in der Laudatio zu interpretieren. Jetzt geschah etwas Unvorhergesehenes: Frau von Stockhausen stand am Pult, wollte mit der Laudatio beginnen, war aber für das Auditorium - rein akustisch- nicht verständlich. Das Mikrophon hatte seinen Dienst versagt und ganz spontan, ohne einen Versuch zu unternehmen, dieses technische Ding doch noch funktionstüchtig zu machen, verließ sie Pult und Mikrophon, stellte sich unmittelbar vor die Festgäste, legte ihr Manuskript mit der Bemerkung zur Seite "Das kann ich auch so" und hielt die Laudatio, ohne auch nur einmal "aus dem Konzept" zu kommen. Eine großartige Leistung und für mich ein bemerkenswertes Randereignis.

Das andere war zwar nicht so spektakulär - aber tröstlich. Beim Hinausgehen hörte ich, wie ein Professor zu Frau von Stockhausen sagte: "Frau Kollegin, da mußte ich aber meinen alten Kopf doch sehr anstrengen". Wenn das am grünen Holze geschah ...

Noch eine kleine Episode, bei der Gustav Siewerth der "Auslöser" war. Bei einer Feierlichkeit hielt Siewerth eine kleine Tischrede, bei der er seinen Zuhörern offenbar verdeutlichen wollte, daß die Dinge "zwischen Himmel und Erde" nicht immer so einfach aufgehen. An einer entscheidenden Stelle sagte er "Zwei mal zwei ist eben nicht immer vier". "Doch, immer" entgegnete eine tiefe Stimme, die dem Rechendozenten Straub gehörte.

Ja, und dann muß noch von dem gesprochen werden, was uns alle tief erschütterte - vom Tode Gustav Siewerths.

Das WS 1963/64 hatte noch nicht begonnen, aber viele von uns waren schon am Studienort, um die Zulassungsarbeit fertigzustellen und sich auf die sogenannten "Vorprüfungen" (in den Fächern Pädagogik und Soziologie) vorzubereiten. Da traf für uns alle unvermittelt die Nachricht vom plötzlichen Ableben Gustav Siewerths ein. Für viele von uns war das zunächst nur ein lähmender Schmerz und eine tiefe Traurigkeit. Wer wird künftig seinen Platz ausfüllen? Wie wird es den Prüflingen gehen, die sich bei ihm zur Prüfung gemeldet hatten? (Ich gehörte auch dazu.) Gerüchte wurden verbreitet, daß "Stuttgart" (gemeint war das Ministerium) einen "Prüfungskommissar" einsetzen würde.

Die Gefühle der Trauer hatten die der Dankbarkeit für die Begegnung, für das Beschenktwerden, für die Hinwendung einer reifen Erzieherpersönlichkeit zu jungen Menschen noch überdeckt. Erst später war wieder Raum für solche Gedanken. In seiner Rede im Anschluß an den Trauergottesdienst hat Hans-Peter Ostertag das Wort "Seid Träger des Lichtes" aufgegriffen und uns daran erinnert, daß Gustav Siewerth selbst ein "Träger des Lichtes" war. Ich erinnere mich an das Requiem, das wir unter Leitung von Dr. Müller-Lancé gesungen haben, an die Predigt von Dozent Karl Ruby, an die Würdigung des Lebenswerkes Siewerths durch seinen Schüler Dr. Wolfgang Behler, an den fast endlosen Trauerzug, der sich von der Kirche St. Barbara an der Pädagogischen Hochschule vorbei zum Bergäckerfriedhof bewegte, an das kurze, stille Innehalten der Sargträger vor dem Kollegiengebäude I, dem Wirkungsort von Gustav Siewerth, an die Schüler der Reinhold-Schneider-Schule, die - jeder eine Blume in der Hand - zusammen mit ihren Lehrern die Alemannenstraße säumten, und an die Grabrede des damaligen Universitätsrektors. Wir wußten, daß wir einen ausgezeichneten Gelehrten und einen großen Menschen zu Grabe getragen haben.

Später habe ich immer mal wieder das Geleitwort des Vorlesungsverzeichnisses vom Sommersemester 1962 reflektiert und es gleichsam als eine Art Vermächtnis und eine Verpflichtung empfunden. Dort heißt es u. a.: "Pädagogik ist die Lehre von der Erziehung und der Bildung des Menschen. Erziehung und Bildung ereignen sich nur im Handeln

und in der Begegnung freier Menschen, die aus der Verantwortung ihres Gewissens, aus der Liebe ihres Herzens, aus der Überzeugung ihres Glaubens, aus der Erkenntnis der Wahrheit, aus der Verpflichtung des Guten wie aus der Erfahrung des Kostbaren und Schönen in erweckendes Wirken, in denkende Besinnung, in empfängliches Reifen kommen. Es geht daher nicht nur um Lehre, sondern um ein ursprünglicheres menschliches Geschehen, das der Einübung und wachsenden Verinnerung, der Hingabe und Bewährung bedarf, wie es aus unverfügbaren persönlichen Gründen und Gaben her waltet. Darum ist eine pädagogische Hochschule aus ihrem Wesen auch eine Bildner- und Erziehergemeinschaft. Wie diese Gemeinschaft vom Werk und der Kunst der Erziehung ihr inneres Leben gewinnt, so ist sie aus dem gleichen Grunde gerufen, in Verantwortung und Liebe das geistige, sittliche und religiöse Reifen der Kinder in den Schulen zu behüten und zu fördern."

5. Der Abschluß - ist gleich erzählt.

Nach den vielen Prüfungen - wir waren im Nachhinein erstaunt, wie gut es dann doch ging - kam für uns der letzte Tag an der Pädagogischen Hochschule, ein feierlicher Gottesdienst mit Erzbischof Schäufele, mit der Überreichung der "Missio canonica", also der Lehrbefähigung für den Religionsunterricht, und einem abschließenden Festakt im Alban-Stolz-Haus. Viele von uns wohnten während ihrer Studienzeit dort, und Theologiedozent Assel war in diesem Haus ein jederzeit ansprechbarer Leiter. Außer der Begeisterungsfähigkeit für den Religionsunterricht, die er uns in hohem Maße vermitteln konnte, hat er es verstanden, diesem Haus Atmosphäre zu geben, und so war es doch "billig und recht", daß wir in "seinem" Haus, das für viele von uns vorübergehend zu einer Art zweite Heimat wurde, unseren Studienabschluß machten. Nach festlichen Ansprachen und vielen Glückwünschen zum bestandenen Examen sangen wir den Kanon "Valé" - zum letzten Mal dirigierte uns als "Massenchor" Herr Braunstein -, sagten den Dozenten ein herzliches Dankeschön und uns gegenseitig ein ebenso herzliches "Lebe wohl", bevor uns dann unsere "vorgesetzte Dienstbehörde" ins "Ländle" schickte. Zwar sind viele Kontakte und Verbindungen verloren gegangen, andere sind aber geblieben - bis auf den heutigen Tag. Geblieben sind auch die Erinnerungen, dieses köstliche Paradies, aus dem uns niemand vertreiben kann.